

Gastkolumne

In New York glaubt man wieder an das Gute

Erst die Pandemie, dann ein Krieg. Aber die Stadt pflegt bereits wieder ihren Optimismus – in der Uno ebenso wie in der Kirche



Claudia Franziska Brühwiler

Bitte laden Sie das Programm der Messe von unserer Website herunter. Sie finden dort auch die Hymnen und die heutige Lesung.» Damit die Gemeinde den Link nicht mühsam eintippen muss, gibt es in der Kirchenbank diverse QR-Codes, auch einen fürs Spendenportal oder die Facebook-Seite. Und allerspätstens wenn der eine Priester mit einer bühnentauglichen Tenorstimme zum ersten Lied ansetzt und der andere in seiner Predigt lebhaft Szenen aus der «West Side Story» schildert, merkt man, dass der Messebesuch anders sein kann: sehr amerikanisch nämlich. Willkommen in der St. Patrick’s Cathedral an der Fifth Avenue von New York City! Klar, der Gottesdienst am Sitz des New Yorker Erzbistums folgt natürlich wie überall auf der Welt der den Katholiken vertrauten Liturgie. Aber wer im Schatten des Rockefeller Center an der schicksten Einkaufsstrasse der Welt und nur wenige Meter Luftlinie vom Broadway entfernt predigt, muss halt einfach etwas mehr bieten. Daran vermochte auch die Covid-19-Pandemie nichts zu ändern. Dem touristischen Auge in Manhattan offenbaren sich ganz generell wenig Neuerungen. Zwar haben einige Geschäfte an Hotspots schliessen müssen, und die Dichte gewisser Caféfiliälen hat sich verringert. Doch wer sich nach dem

sonntäglichen Messebesuch durch die vielsprachigen Massen und vorbei an Obdachlosen schlängelt, zweifelt nicht daran, dass sich die leeren Schaufenster wieder füllen werden – spätestens dann, wenn die asiatischen Touristen zurückkehren. So kann der sonntägliche Kirchgang nahtlos in die Shoppingtour übergehen, wo andere Götter regieren und plötzlich von einem Wandbild der muslimische Fussballstar Mohamed Salah mit einem Heiligenschein auf einen herunterschaut. Im Finanzdistrikt dagegen ruht die Arbeit, einzig die Schlange stehenden Touristen beim 9/11-Museum verströmen eine gewisse Geschäftigkeit. Wo einst die zwei Türme des World Trade Center standen, ergiesst sich kaskadenartig Wasser in die Tiefe und erinnert so an das nicht mehr Vorhandene. Die kirchliche weicht der zivilreligiösen Andacht. Die Szenerie überblickt die Statue eines berittenen «Green Beret», eines Angehörigen der ältesten Spezialeinsatzkräfte. Die «Green Berets» zogen tatsächlich hoch zu Ross nach Afghanistan, ganz im Glauben an ihr Motto: *de oppresso liber*, sinngemäss: «Freiheit den Unterdrückten». Dieser Wunsch wird heute vielerorts in New York beschworen. Selbst Banken nutzen ihre leuchtenden Fassaden, um sich in Gelb-Blau zu hüllen und ihre Solidarität mit der Ukraine kundzutun. «Gebt mir eure Müden, eure Armen, eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren», verkündet die Freiheitsstatue im nahegelegenen Hafenbecken. Und nun will auch die Regierung von Joe Biden 100 000 Geflüchtete aus der Ukraine aufnehmen. In New York angekommen, aber fest entschlossen, wieder zu ihren Familien ins kriegsversehrte Land zurückzukehren,



Eine bessere Welt beginnt nicht mit besseren Menschen, aber mit Menschen, die ihrer Makel und Fehlbarkeit zum Trotz das Gute wollen.

sind Studentinnen und Studenten der Ukrainischen Katholischen Universität aus Lwiw. Wir sind einander an der grössten Simulation einer Uno-Generalversammlung begegnet, wo über 2000 Studierende den Geist des Multilateralismus beschworen. Obschon die Diplomatie in ihrer Heimat (noch) keinen Erfolg erzielt hat, feilen die ukrainischen Studierenden mit grossem Enthusiasmus an Resolutionen zu Themen wie Biodiversität oder dem Handel mit synthetischen Drogen. Und sie lassen sich vom Idealismus ihrer Kolleginnen mitreissen – schliesslich ist auch das typisch amerikanisch, typisch New York: der Glaube, den Gang der Dinge beeinflussen zu können. Entsprechend oft fällt – frei von jeder Ironie – der Satz, man wolle die Welt zu einem besseren Ort machen. Als Tage später die echte Uno-Generalversammlung Russland aus dem Menschenrechtsrat ausschliesst, wird diese Hoffnung nochmals bestärkt. Eine bessere Welt beginnt nicht mit besseren Menschen, aber mit Menschen, die ihrer Makel und Fehlbarkeit zum Trotz das Gute wollen – dem ist man sich nirgends mehr bewusst als in der Kirche. In der St. Patrick’s Cathedral schliesst der Priester die Fürbitten mit dem Wunsch nach Frieden in der Ukraine und der Nachricht, er habe kurz vor Beginn der Messe von einer Schiesserei in Kalifornien gehört. Wir sollten der Opfer sowie der Hinterbliebenen gedenken. Und Amerikas Truppen. Es klingt alles wie immer. New Yorks *new normal* fühlt sich in der Tat so an wie früher – im Guten wie im Schlechten.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Die Crux mit den Korrigenda



Aline Wanner

Der Umgang mit Fehlern fällt vielen Redaktionen schwer. Dabei gilt eine einfache Regel: Stand etwas Falsches in der Zeitung, weist man danach darauf hin und korrigiert es. Dieser Mechanismus ist Teil einer Kultur, die zu journalistischer Glaubwürdigkeit beiträgt. Nun hat das Internet die Ausgangslage verändert: Was einmal veröffentlicht ist, lässt sich leicht anpassen. Online-Publikationen verführen manche Journalisten dazu, unbemerkt Änderungen vorzunehmen. Das ist ein Problem, weil diese Praxis dazu verleitet, weniger genau zu arbeiten und die Leser oft nicht mehr erkennen können, was eigentlich die Originalversion war. Während besonders im angelsächsischen Raum Redaktionen in immer gleicher Manier fast schon peinlich genau auf jede Kommaänderung hinweisen, foutieren sich andere (deutschsprachige) Kollegen um Regeln – oder sie führen sie ad absurdum. Der «Tages-Anzeiger» etwa veröffentlichte in einem eigenartigen Eifer diese Woche eine neue Art von Korrigendum: Der dazugehörnde Artikel, heisst es darin, basiere auf Informationen, «die wir im Nachhinein als zu wenig erhärtet erachten». Im Text geht es darum, dass Bundesrat Ignazio Cassis ein temporäres Exportverbot für Waffen vorschlagen wolle. Ob er das nun tut oder nicht, bleibt nach der Lektüre des Korrigendums unklar. Der Artikel blieb jedoch «aus Transparenzgründen» online. In der gedruckten Zeitung erschien der Text hingegen nicht, weil man nicht «mehr gesichert davon ausgehen konnte», dass «die Grundaussage» stimme, wie ein Sprecher von Tamedia mitteilt. Das zeigt genau den Kern des Problems: Korrigenda sind nicht dazu da, damit Journalisten bei Online-first-Veröffentlichungen auf grundsätzliche Rechercheprinzipien verzichten können, sondern um auf einzelne Fehler hinzuweisen.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Corona? Ein Booster für die Familie



Patrick Imhasly

Ich wette, dass niemand von uns in der Familie Corona kriegt», erklärte unser jüngerer Sohn vor ziemlich genau zwei Jahren – kurz nachdem der Bundesrat den landesweiten Lockdown ausgerufen hatte. Damals war er elfeinhalb Jahre alt. Was ihn zu dieser optimistischen Einschätzung bewogen hatte, ist mir heute noch ein Rätsel. Doch er sollte sehr lange Zeit recht behalten. Wie alle vernünftigen Staatsbürger haben wir uns brav an die sanitarischen Vorschriften gehalten. Wobei ich es jetzt ja zugeben kann: Einmal bin ich schwach geworden. Im Frühjahr 2020 habe ich bei uns zu Hause für meine Frau und vier ihrer Freundinnen gekocht, was mit mir als Gastgeber eine Ansammlung von sechs statt der erlaubten

fünf Personen ergab. Doch zum Glück war das dem Coronavirus egal – es schien uns nicht kriegern zu wollen. Als meine Frau in der frühen Phase der Pandemie das erste Mal nahen Kontakt mit einer positiv getesteten Person hatte, musste sie für zehn Tage in die Quarantäne, aber auch sie wurde vom Virus in Ruhe gelassen. Später brachen regelrechte Ansteckungswellen über die Schulen herein – unsere beiden Söhne blieben zu meinem grossen Erstaunen stets fit und munter. Selbst als mit dem Aufkommen der besonders ansteckenden Omikron-Varianten gegen Ende letzten Jahres die Einschläge immer näherkamen, hat sich das Virus nicht für unsere Familie interessiert. Ich habe mich gefragt, ob wir wohl Träger eines wundersamen Resistenz-Gens gegen Covid-19 seien. Die Wette unseres jüngeren Sohnes schien tatsächlich aufzugehen. Dann hat Sars-Cov-2 doch noch zugeschlagen. Am 27. März – fünf Tage vor Aufhebung der besonderen Lage, sozusagen auf den letzten Drücker – entwickelte unser älterer Sohn Symptome einer starken Erkältung und wurde positiv auf das Coronavirus getestet. Während wir Eltern angesichts seines

jugendlichen Alters und der doch meist milden Verläufe eher entspannt darauf reagierten, nahm er die Pflicht zur fünftägigen Isolation äusserst ernst. Er bunkerte sich in seinem Zimmer ein und bestand darauf, dass wir seine Mahlzeiten auf einem Tablett vor der Tür deponierten. Von draussen waren Schreie, Gekicher und ab und zu Schüsse zu hören. Er sagte, er erledige am Computer Aufgaben für die Schule, mir aber schien, er bringe sich bei diversen Netflix-Serien auf den neuesten Stand. Nur einmal ist es für unseren älteren Sohn in der Isolation ungemütlich geworden. Am dritten Tag waren sowohl meine Frau als auch ich die ganze Zeit im Büro. Plötzlich erhielten wir von ihm ein Whatsapp mit der verzweifelten Frage: «Wer stellt mir das Essen vor die Türe, wenn ihr beide nicht zu Hause seid???» Dass er sich in der menschenleeren Wohnung in die Küche hätte begeben und sich aus dem prall gefüllten Kühlschrank selbst eine Mahlzeit hätte zubereiten können, das ist ihm gar nicht erst in den Sinn gekommen. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich will die Corona-Krise und ihre Folgen nicht

Plötzlich erhielten wir ein Whatsapp mit der verzweifelten Frage: «Wer stellt mir das Essen vor die Türe, wenn ihr beide nicht zu Hause seid???»

kleinreden. Ich bin einfach froh, dass meine Familie zumindest bis zum heutigen Tag gut über die Runden gekommen ist. Wir haben auch deshalb Glück gehabt, weil sich immer alle so rasch wie möglich impfen und boostern lassen wollten. Zudem war uns das Schicksal in dem Sinne zugetan, dass die Fallzahlen immer dann sanken – und sich so für uns ein willkommenes Zeitfenster öffnete –, wenn wir in die Ferien fahren wollten. Corona hat unsere Familie in einen anderen Zustand katapultiert: Zu Beginn der Krise waren unsere Kinder im Homeschooling überfordert – und wir mit ihnen, heute gehen sie als Jugendliche mutig und hoffnungsvoll ihre Zukunft an – und brauchen uns immer weniger. Nur eine Sache macht mir Sorgen. Seit ein paar Tagen lässt sich beobachten, dass in den Läden das Toilettenpapier wieder zur Mangelware geworden ist, genauso wie damals vor zwei Jahren. Hoffentlich ist das kein Fanal dafür, dass bald alles wieder von vorne beginnt.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».